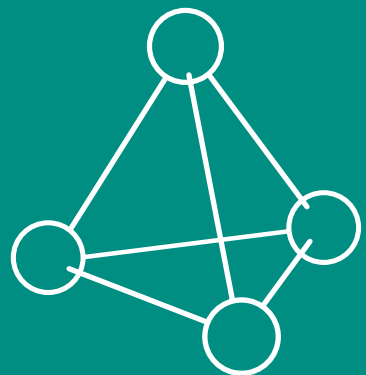


SUPPORTING MATERIAL



7.7 Chemie – Tummelplatz für Emotionen

In seiner Rede anlässlich des Launch-Events vom 7. September 2021 erwähnte Dr. Reuter einen Vortrag, den ich am 1. Dezember 1997 in Freiburg gehalten hatte. Nach einer Distanz von rund 25 Jahren kann ich mich an die Details nicht mehr genau erinnern. Sicher ist, dass ich damals erzählen wollte, wie mein Zugang zur Chemie geschah und ich in Verbindung damit versuchte, meinen eigenen Stil zu finden.

Wer nach meinem damaligen Vortrag die Tafeln wischen musste und auch nur ein bisschen von Chemie verstand, dürfte sich gewundert haben. Das Durcheinander an Formeln war desaströs. Wie konnte es geschehen, dass sich während des Vortrags in den Ohren des Zuhörers das Chaos in ein logisch aufgebautes Gesamtbild verwandelte, und er den Eindruck gewann, er hätte die perfekte Darstellung eines konsequent aufgebauten Teils meines Lebenswerks gehört?

Heute kann ich ihm eine Antwort geben. Um glaubwürdig zu sein, muss ich einmal mehr mein Inneres nach außen kehren und bekennen: Ich stehe in einem ausgeprägten, manchem vermutlich seltsam erscheinenden emotionalen Verhältnis zur Chemie. Ungewöhnliche Moleküle sind für mich Spiegelbilder von Kindern. Ich liebe sie alle, die Moleküle und die Kinder, bin um sie besorgt. Sie geben meinem Leben einen Sinn. Ich führe sozusagen ein Doppelleben, ein reales und ein virtuelles, und brauche dafür noch nicht einmal einen Computer.

Nach meiner Einschätzung sind die in meinem Buch aufgeführten Beobachtungen das Resultat dieses Bestrebens, die Anvertrauten zu „verstehen“ und zu führen. Mit der Zeit stellt sich heraus: das funktioniert. Anders ausgedrückt, man sammelt Erfahrung und kann abschätzen, wie die ins Visier genommenen Bausteine miteinander umgehen werden. Dieses „Wissen“ gibt einem die Möglichkeit, den roten Faden zu finden, der alle Beobachtungen zu einem konsistenten und überschaubaren Netzwerk verknüpft. Auf diese Weise ist es möglich, dem Hörer am Ende ein Gesamtbild zu präsentieren, in welchem sich die einzelnen Geschehnisse in Form einer folgerichtig aufgebauten Sequenz wiederfinden. Ich habe mich stets bemüht, diesen Punkt zu erreichen.

Mein Beruf hat es mir gestattet, dieses Privileg des freien Spiels zwischen Vorstellung und Wirklichkeit zu nutzen, und dies gilt für den beruflichen wie privaten Bereich gleichermaßen. Die Konsequenz daraus habe ich gerne getragen. Oft ist mir gesagt worden, Herr Maier, reagieren Sie doch nicht so emotional! Meine Karriere wäre vielleicht anders verlaufen, hätte ich mich verbindlicher und deshalb klüger verhalten. Aber dies wollte und konnte ich nicht. Je älter ich werde, um so dankbarer bin ich, dass ich diese Haltung bis zu meiner Emeritierung durchhalten konnte.

Ich habe das Gefühl, genutzt zu haben, was mir von den Genen mitgegeben wurde. Als Kleinkind war ich viel allein. Dadurch hatte ich schon sehr früh viel Zeit zum Nachdenken. Ich erinnere mich an eines der ersten Probleme, welches mich beschäftigte: Wie groß ist der Himmel? Irgendwo in der Bretterwand, an die ich in meinem Traum immer stieß, musste es doch eine Türe geben. Und was ist dahinter? Das heißt, die erste Voraussetzung, nämlich eine unersättliche Neugier, brachte ich mit. Mit einem gewissen Schmunzeln stelle ich fest: In diesen Tagen ist das James Webb Teleskop unterwegs, diese Frage zu klären.

Das zweite Standbein des Chemikers, die Erhaltung des „Spieltriebs“ eines Kindes, war mir zu eigen. Ich konnte mich stundenlang in eine Ecke zurückziehen und in ein selbst erfundenes Spiel verlieren. Langeweile gab es nicht, nur den festen Willen, eine begonnene Aufgabe erfolgreich zu beenden. Ich bin überzeugt, diese Grundhaltung hat Jahrzehnte danach noch Pate gestanden bei meinem Einstieg in die eigenständige Forschung und mich nie mehr verlassen. Mein Start war nämlich nicht das Resultat eines großartigen Konzepts oder die Folge eines wundersamen Erweckungserlebnisses. Ich verließ mich schlicht und einfach auf die noch weißen Flecken auf der Landkarte der Chemie und war überzeugt, wenn man genau hinschaut, werden einem zwangsläufig genügend Herausforderungen offeriert. So wurde ich zum „lonesome cowboy“, der in der Prärie dorthin reitet, wo ein Problem zu lösen ist, seine Aufgaben erfüllt und, ohne länger zu verweilen, wieder weiterzieht.

Aus den Western kennen wir aber auch die Fallstricke und die Gefahren, die ein derartiges Leben in sich birgt. Sie sind auch im akademischen Bereich anzutreffen und nicht weniger gefährlich. Wiederum hatte ich Glück. Mein Saloon lag nicht in Amerika, es war die „Restauration zum Chinesen“ in Weilheim. Was ich sagen will: Es kam mir zugute, dass ich in einer Gastwirtschaft groß wurde. Es gibt keinen besseren Platz, alle Variationen des zwischenmenschlichen Verhaltens zu erleben. Meine Weiterbildung bestand in dem Erhaschen der nicht immer stubenreinen Diskussionen der alten Herren. Nichts blieb mir fremd. Und siehe da, ich lernte beizeiten, dass die beste Abwehr ist, sich in einen Schutzmantel einzuhüllen. Dieser bewahrte mich ein Leben lang vor unliebsamen Überraschungen. Das Erwachsenwerden inmitten einer alle Schichten umfassenden dörflichen Gemeinschaft war eine vorzügliche Schule und lehrte mich, wie wichtig es ist, sich im Kontakt mit seinen Mitmenschen um Fairness zu bemühen.

Doch zurück zur Chemie: Rückblickend kann man sagen, dass unser Fach noch nie einen derartigen Impuls erfahren hat wie in der Zeit zwischen dem Beginn meines Studiums und heute. Der Fortschritt ist unglaublich. In meiner Doktorarbeit musste ich zwei Jahre schuften, um die Stereochemie des Louisschen Kohlenwasserstoffs zu beweisen

(siehe S. 26). Heutzutage wäre die Sache innerhalb eines Vormittags erledigt. Alle spektroskopischen Methoden, ebenso die von uns eingesetzten Apparaturen für Matrix-Untersuchungen und erst recht die heutzutage schon zur Routine gewordenen quantenchemischen Rechnungen wurden erst in dem von mir überschaubaren Zeitraum zum Werkzeug des Chemikers.

Parallel zu dieser Expansion unseres Wissens wird der Einzelkämpfer in der Forschung seltener werden. Die fundamentalen Einzelheiten, die derzeit noch verschiedenen Fächern zugeordnet werden, dürften in weiteren fünfzig Jahren alle bekannt sein. Wenn es stimmt, dass Kreativität nur noch im Verbund mit ganz unterschiedlichen Forschungsrichtungen zu erwarten ist, wer schreibt dann noch eine Autobiographie? Vielleicht ist mein Buch bereits ein Auslaufmodell. Umso wichtiger ist es, die neue Serie fest im Auge zu behalten.

